

Glatter Sprung über die niedrige Meßlatte

Zwar gibt sich der Republikaner Dan Quayle eine Blöße,
aber er zeigt auch, daß er aus härterem Holz ist, als seine
Gegner glauben

Von Josef Joffe

Washington, 6. Oktober - Das Amt des Vizepräsidenten galt in Amerika stets als „das unwichtigste der Welt“ - der Mann hat keine eigene Macht und glänzt häufig damit, daß er bei minderen Staatsbegräbnissen den Präsidenten vertreten darf. Doch die Geschichte hält inzwischen ein anderes Verdikt parat. Seit Kriegsende sind drei von sieben Präsidenten nicht gewählt, sondern per Zufall in das erste Amt Amerikas katapultiert worden. Roosevelt starb, Kennedy wurde ermordet, Nixon wurde in Schimpf und Schande davongejagt. Die Statistik mag also Schicksal sein: Lloyd Bentsen, der Zweitkandidat der Demokraten, und Dan Quayle, der Ersatzpräsident der Republikaner, hätten danach eine 43-Prozent-Chance, urplötzlich aus ihrer Schattenrolle in das Zentrum der Macht zu treten.

Und deshalb muß inzwischen auch die zweite Garnitur zum Duell antreten - zum dritten Mal in der Geschichte Amerikas. Indes: In der Debatte von Mittwochabend in der Bürgerhalle von Omaha im Bundesstaat Nebraska traten die beiden Vizebewerber nur formell gegeneinander an. In Wahrheit lautete der Zweit-Titelkampf nicht „Bentsen gegen Quayle“, sondern „Quayle gegen sich selbst“. Der 41 Jahre alte Jungsenator aus Indiana ist das größte Handikap des ansonsten favorisierten George Bush. Die ganze Nation weiß, daß der telegene Quayle zwar einen tollen TV-Serien-Held abgab, aber zumindest in seiner Jugend - und die ist noch gar nicht so lange her - kaum Eigenschaften gezeigt hat, die ihn für das höchste Amt im Staate prädestinieren.

Ein bizarrer Vorteil

Quayle, so sein College-Professor Mike Lawrence, war „ein Typ, den man vergessen konnte“. Ein anderer erinnert sich: Quayle hatte die besondere Fähigkeit entwickelt, „vom Verbindungshaus direkt zum Golfplatz zu kommen, ohne dabei auch nur einen einzigen Vorlesungsraum anzulaufen“. Der junge Quayle hatte eine glückliche, ja allzu glückliche Jugend. Der Wehrpflicht in Vietnam entging er durch

die seinerzeit sehr geschätzte Aufnahme ins Territorialheer, das daheim den Krieg üben durfte - durch ein paar wohlplacierte Anrufe eines wohlplacierten Großvaters. In die Jura-Fakultät gelangte er nicht dank seiner Zensuren, sondern eines Versuchsprogramms für Spätentwickler. Den ersten Job - beim Justizminister des Staates Indiana - verdankte er der fürsorglichen Intervention seines Vaters.

Kurzum: Die Frage in der Mittwoch-Debatte lautete nicht „Bentsen oder Quayle?“, sondern „Ist Quayle ein Mann, der Präsident werden darf?“ Freilich ging der junge Senator aus Indiana mit einem bizarren Vorteil in die Arena. Zwar halten nur 18 Prozent aller Amerikaner Quayle für den Qualifizierteren (81 Prozent votierten in den Umfragen für Lloyd Bentsen, den Senator aus Texas). Aber der Jüngere („Ich bin kein Yuppie“) hatte gerade deswegen den psychologischen Platzvorteil. Die Erwartungen waren durchgehend auf ein Desaster eingestellt, die

„Meßlatte“ war demnach nur ein paar Zentimeter vom Boden entfernt. Würde es ihm gelingen, nur einen halbwegs „präsidentiellen“ Eindruck zu machen und die schlimmsten rhetorischen Fehlritte zu vermeiden, dann könnte er „gewinnen“.

Das war die Strategie seiner *handler*, der „Bärenführer“ im Bush-Lager, die ihn seit Wochen an einer kurzen Kette geführt und sorgfältig von der Presse abgeschirmt hatten. Und die Regie funktionierte perfekt, perfekt bis zum Einschlafen - bis nach einer Stunde das Auditorium und die Fernsehnation plötzlich doch noch etwas sehen durften, was die Choreographie peinlichst zu vermeiden suchte: Spontaneität.

Immer wieder hatten die drei Journalisten - die Debatte war eher ein straff geführtes Frage- und Antwort-Spiel - denn ein Streitgespräch - höflich aber hartnäckig in derselben Wunde herumgestochert: ob Dan Quayle überhaupt die Qualifikation für ein Amt besitze, das nur einen Herzschlag von der Präsidentschaft entfernt ist. Dreimal spulte Quayle die eingedroschene Antwort herunter, etwa: „Es geht hier nicht allein um Alter. Es geht auch um Leistung und Erfahrung.“ Immerhin habe er acht Jahre lang im Senat

SO A22

Quelle

Datum

gedient, dort Vorzeigenswertes in der Außen- und Militärpolitik geleistet und auch die Großen der Welt „wie Mrs. Thatcher und Kanzler Kohl“ kennengelernt. Allenfalls an seinem tanzenden Adamsapfel konnte das Zoom-Objektiv der Fernsehkamera beobachten, wie sehr ihm das Bohren der Journalisten zusetzte. Ansonsten blieb der junge Senator cool, ja staatsmännisch. Die blauen Augen blickten fest (per TV-Schirm) in das Antlitz der Nation; die Handbewegungen suggerierten Manneskraft und Disziplin.

Und dann die plötzliche Blöße, die der 67 Jahre alte Lloyd Bentsen genüßlich für einen Etappensieg – den einzigen dieses Abends – nützte. Quayle: „Ich besitze soviel Erfahrung im Kongreß wie John F. (Jack) Kennedy, als er sich um die Präsidentschaft bewarb.“ Bentsen erwiderte, als hätte er es wochenlang geübt, mit gemessenen Kadenzen, die wie ein Rammbock auf Quayle prallten: „Senator, ich habe mit Jack Kennedy gearbeitet. Ich kannte Jack Kennedy, Jack Kennedy war mein Freund. Senator, Sie sind kein Jack Kennedy.“

2500 Gäste und 1500 Journalisten hielten in diesem Moment den Atem an. Quayle schien sekundenlang wie betäubt zu sein.

dann antwortete er mit brechender Stimme: „Senator, das war unfair.“ Und dennoch zeigte sich in den letzten 30 Minuten, daß Quayle aus einem härteren Holz geschnitzt ist, als seine Gegner glauben und seine „Wärter“ befürchtet haben. Er verlor weder Contenance noch Nerven; den Sprung in den verbalen Abgrund – so oft vollzogen, als er noch nicht an der Kette ging – hat er vermieden. Die blauen Augen blieben fest, die Hände unter Kontrolle.

Vielleicht hat ihm die Attacke des Älteren auch genützt. Bentsen war von Anfang an in die Rolle des weisen Klassenlehrers geschlüpft, der allenfalls bei einer falschen Vokabel gewillt war, seinen Schüler milde zu ermahnen. Von jetzt an aber drehte sich das Rollenspiel: Der silberhaarige Texaner schoß eine persönliche Attacke nach der anderen ab; der Jüngere, obwohl blutend, parierte höflich und standhaft. Ging es in dieser Debatte auch um Sachthemen? Die Frager bemühten sich redlich, aber gegen die Choreographie der Strategen im Hintergrund kamen sie nicht an. Beide Kandidaten traten für das Gute und Schöne ein: der konservative Quayle für Ökologie, Arbeitsplätze, soziale Sicherheit – der nicht minder konservative Bentsen, den von seinem Chef Dukakis ideologische

Welten trennen, für eine robuste Landesverteidigung und eine Position der Stärke in Verhandlungen mit Moskau. Es war wie im Examen: Auf jede pointierte Frage folgte eine Replik, die zunächst die Frage umformulierte, dann die eigenen Stärken geschickt hervorhob, um die Blößen des anderen um so mehr zu dramatisieren.

Hat aber der Wähler etwas gelernt? Das ist nicht der Sinn solcher Debatten, wie die fünf Tage davor gezeigt haben. Sowohl Bentsen als auch Quayle waren plötzlich verschwunden – freilich nicht, um hernach die Nation mit Programmen und Ideen zu beglücken. Ein jeder hatte sich mit Heerscharen von Regisseuren und Drehbuchschreibern versteckt, um in endlosen Generalproben nicht seine Gedanken zu schärfen, sondern seine Rolle zu buffeln. Die Aufgabe hieß: *to look good* und ja nichts Verschreckendes zu sagen. Überdies mag der Vizepräsident zwar mit 43 Prozent historischer Wahrscheinlichkeit in das Allerheiligste vorrücken, aber die Wähler ficht's anscheinend nicht an. Zwei Drittel meinen, daß der Vize-Kandidat keine Rolle bei der Wahl am 8. November spiele. Und bei der Präsidenten-Kür liegt Bush nach wie vor vorne – in der jüngsten Umfrage mit 51 zu 44 Prozent vor Dukakis

2

3/0